Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 17 (1927)

Heft: 37

Artikel: Glas

Autor: Balzli, Ernst

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645121

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Mutter seit langer Zeit kennzeichnen! Der Feiernde will heute nicht Weltbürger, nicht Europäer und nicht Schweizer sein, sondern Berner, der ans Fest der Mutter geht, der in die Heimat, zu sich selbst zurückkehren will. Verstehst du nun das Zurückkehren? Zur Mutter zurück. Denn morgen fordert das Leben wieder das Schreiten, das Stürmen nach vorn, das Verdrängen des unendlichen Heimwehs.

Die Teilnahme der außerbernischen Gäste kann in ihrer tieferen Bedeutung erst gewürdigt werden, wenn man sich ein ähnliches Fest am Tage der schweizerischen Bundesfeier vorstellt. Dann wären die Ausländer unsere Gäste, und sie und wir lernten Freunde und Brüder werden — wer weiß?

Das Bärnfest ist das einzige Fest der bernischen Frauen. Man denke es sich ohne sie, und aller Glanz und natürliche Frohsinn verflüchtigt sich augenblicklich. Das Fest unserer Mutter ist das Fest unserer Frauen. Das kann kein Rückwärtsgehen oder auch nur Stehenbleiben bedeuten. Das ist ein Zeichen der Zukunft. Die schlichte Bescheidenheit der Grindelwaldnerinnen und die erhabene Ruhe der Haslitalerinnen spricht dasselbe wie der halbbewußte Stolz der Emmentalerinnen und die spielerische Eleganz der Twannerinnen: wir sind wie ihr Männer gleichberechtigte Kinder der gemeinsamen Mutter. So geschaut wirkt ungeahnterweise Elsi, die seltsame Magd, als prachtvolles Symbol der neuen, der freien Frau.

Ein anderes Bild von bezwingender Wucht und jahrhundertaltem Rhythmus geben die „Achetringeler" von Laupen zu schauen. Die Aehnlichkeit mit den Maskentänzen vieler Primitiven ist nicht von ungefähr. Denn überall und dauernd ist der Kampf (und seine verhüllte Darstellung) der beiden Kräfte Werden und Vergehen. Ueberall im Natur- und Menschenleben. Der Winter, der Dämon, die Fratze, der Popanz, das finstere Tier, die schwingende Potenz, das Alter, die Häßlichkeit, das Böse (gesehen vom Gegner) erleiden den Ansturm und schließlichen Sieg von Schönheit, Frühling, Unschuld, Jugend, klingender Kraft, Güte... Unsere Mutter Bern wird wohl noch lange nach dem Fest über dieses tönende Rätsel nachsinnen.

Ich wiederhole: es ist etwas Sonderbares um das Erlebnis des Bärnfestes! Ich sehe den Festplatz am Tag und in der Nacht und bin wieder zu wenig wohlwollender Kritik aufgelegt. Rudolf von Erlach und fliegendes Büffett, Stiftgebäude und Stangenklettern, Berchtold von Zähringen und das Tessinerlied von den „Occhi neri neri neri", Bauernkapelle und Bubikopf, Waadtländertracht und Charleston, farbiges Lichtgefunkel und rauschende Aarenacht, toller Budenspektakel und ragendes Gotteshaus...

Aber das zarte Singen steigt wieder empor, bis ich lächelnd ihm lausche. Ueber und in allem wirkt eine Einheit. Lachen die Leute von Stadt und Land einträchtig und übermütig? Siehst du, wie das Münster weise und gütig mitlacht und seine Schönheit sich verklärt? Schweigt der Dom und hört sinnend auf den Atem der Ewigkeit? Siehst du, wie alle Menschen und Dinge mitschweigen und ihr Atem jenem der Ewigkeit gleich ist?

Das Münster ist das schönste Denkmal und Sinnbild unserer gemeinsamen bernischen Mutter. Nicht als Haus des Glaubens, sondern als Gebäude, als Schöpfung, als Ausdruck eines einheitlichen Gestaltungswillens. Das Mittelalter baute daran und die Neuzeit, der katholische und der protestantische Glaube, der Denker und der Handwerker, der Künstler und der einfache Mann, der Städter und der Bauer, der Adelige und der Gemeine. Es ist das Werk des bernischen Volkes. Es mußte und wollte seinen stillen Garten und träumenden Gassen denen öffnen, die gekommen sind, um sich selber zu finden und auf ein Stündlein auszuruhen. Denn das Münster versteht ihr Suchen. Der Zivilisationstaumel vor dem Krieg und der schaurige Zusammenbruch (auch der bloße „Zuschauer" hat ihn erlebt) haben bewirkt, daß wir einen Halt suchen, suchend uns umwenden und suchend rückwärts schauen, etwas zu finden, an dem wir uns wieder aufrichten könnten. Und was finden wir? Die Mutter, die treue, große Mutter Bern. Und damit finden wir uns selber. —

Nun habe ich auch den Weg zu diesem und jedem kommenden Bärnfest gefunden. Es ist ein Beweis, daß die bernische Lebensgemeinschaft sich selber neu entdeckt hat. Wenn diese Entdeckung tief in uns dringt, so werden große Teile unseres Volkes in einer seelischen Erneuerung froh vorwärts blicken können, Zielen entgegen, die freilich außerhalb der Kantons- und Landesgrenze liegen müssen. Cy.

Glas.

Von Ernst Balzli.

Sie spielten Fußball.

Natürlich im Schulzimmer. Wo hätten sie sonst spielen können? Drunten auf dem Turnplatz hatte die Geschichte nicht halb so viel Reiz. Bald rollte dort der Ball in den nahen Dorfbach, oder er flog in hohem Bogen über den Lattenzaun in Sonnmatters Kalberweide. Und beim Ueberklettern des Zaunes mußte man beständig mit einem Riß in den Hosen rechnen. Ferner war man drunten nicht so ungestört. Sobald man dem Ball den ersten Schlag versetzt hatte, kamen ein Dutzend andere Buben hergelaufen und wollten mitspielen. Das war lästig.

Aus diesen Gründen blieben in der Neunuhrpause der Noldi Krebs und der Willi Stump droben im Schulzimmer. Und in aller Heimlichkeit begannen sie Fußball zu spielen, trotzdem ich solche Stücklein strenge verboten hatte. Vielleicht spielten sie just gerade deshalb, weil ich es verboten hatte....

Der Noldi Krebs stellte sich zwischen beiden Wandtafeln auf, während der Willi Stump seinen Platz hinten im Schulzimmer einnahm. Beide hatten den Rock ausgezogen und die Hemdärmel zurückgekrempelt. Der Noldi setzte den Ball in zwei Metern Entfernung vor sich hin, wischte sich den Schweiß heimlicher Aufregung von der Nase und hob dann das rechte Bein zum ersten Schlag.

Er war ganz zahm. Der Ball hob sich kaum vom Boden, rollte langsam und gemächlich zwischen den Bankreihen hin und wurde von Willi Stump mit Leichtigkeit gehalten. Der Junge lachte und schickte die Lederkugel auf demselben Weg zurück.

„Stärker", befahl er.

Der Noldi runzelte die Stirn. Er ließ sich nicht lumpen, bewahre! Er brauchte nur zu wollen. —

„Achtung!" rief er halblaut.

Und schon fetzte der Ball dahin, in ungefähr Brusthöhe. Der Willi tat einen mächtigen Satz und erwischte ihn. Dumpf dröhnte die Kugel gegen seinen Bauch. Er lachte lauter; ein fröhliches Feuerlein glomm in seinen Backen auf, und die Ohren leuchteten rot und aufgeregt. Rasch spickte er das Geschoß zurück.

Auch der Noldi wurde eifrig. Er spürte ein Kribbeln und Krabbeln in den Zehenspitzen und ein Zucken in den Kniegelenken. Der Stumpli sollte nur nicht zu früh lachen! Wer weiß, wie bald ein Ungewitter bei ihm einschlagen konnte!

Umständlich, mit viel Sorgfalt setzte er sich den Ball zum drittenmal zurecht. Einen prüfenden Blick warf er noch auf den Willi, der lauernd wie eine Katze zwischen den Wandtafeln stand. Dann nahm er einen kleinen Anlauf und —

Krach! klatschte das Leder vorn an die Wand, daß die ganze Stube wackelte. Der Globus drohte vom Schrank herunterzufallen. Der Willi Stump hatte vorsichtig und feige den Kopf zwischen die Schultern gezogen.

„Goal!" konstatierte der Noldi kaltblütig und stoppte den Ball, der von selbst zu ihm zurückgerollt war.

Der Willi richtete sich wieder auf.

„So — das gelingt dir aber nie mehr — von nun an halt ich jeden", prahlte er.

Wirklich — den nächsten Ball hielt er glänzend. Da schwoll ihm der Kamm; er redete los wie ein billiger Jakob am frühen Morgen:

„Schau, was ich für ein Kerl bin! Prima! Beim nächsten Länderspiel werd ich in der Nationalmannschaft aufgestellt, und der Hans Pulver ist Ersatz!"

Der Noldi sagte nichts. Schweigend rüstete er zu neuen Taten.

Der nächste Ball sollte wie eine Bombe einschlagen, daß dem großartigen Willi Stump Hören und Sehen verging. Eine unheimliche Kraft spürte der Noldi in seinem rechten Fuß....

Die Bombe schlug ein.

Dumpfdonnernd schlug sie in die mächtige Fensterscheibe, links vorn, drei Schritt von meinem Lehrerpult entfernt. Splittern und Klirren! Tausend Scherben rasselten auf den Boden.

Die Buben starrten sich an. Eine unsägliche Angst begann den Noldi Krebs am Halse zu würgen. Lange sprach keiner ein Wort. Endlich sagte der Willi Stump scheu:

„Die Scheibe hat schon vorher einen Spalt gehabt..."

Jawohl, kleiner Stump. Das stimmt. Aber ich glaube, sie wäre auch in Scherben gegangen, wenn sie vorher noch keinen Sprung gehabt hätte.

— — — — — — — — — —

Die Buben dauerten mich ehrlich, als sie fünf Minuten später mit hängenden Ohren vor mir standen und die sträfliche Sünde beichteten. Der Noldi Krebs schluckte und schluckte, als wäre ihm ein Kirschenstein im Halse stecken geblieben. Auch der Willi Stump schaute trauriger drein als der verregnete Mond. Aber ich durfte nicht barmherzig sein:

„Die Scheibe wird bezahlt, Buben. Das ist so sicher wie das kleine Einmaleins. Wo ihr das Geld hernehmt, ist eure Sache. Sehet zu, daß ihr euch Batzen verschafft, mindestens drei Franken zwanzig. Nur stehlen dürft ihr nicht — betteln ist erlaubt."

Der Noldi heulte los wie ein Käsereihund. Da fuhr ich ihn aber bös an:

„Ruhig, Lausejunge! Strafe muß sein. Hoffentlich habt ihr jetzt was gelernt! Oder werdet ihr noch mehr droben im Zimmer Fußball spielen?"

Sie greinten ein zweistimmiges Nein. Da milderte ich meinen zürnenden Baß und gab ihnen einen guten Rat.

„Nach der Schule geht ihr auf die Geldsuche, Buben. Probiert mal drunten in der Mittelklasse. Klagt den Kleinen euer Leid und bittet sie um eine milde Gabe. Ich bin sicher, daß ihr von manchem Jungen und von den meisten Mädchen einen Fünfer oder gar einen Batzen kriegt. Dann wagt's auch in der Oberschule. Macht euch besonders an die Mädels heran, die sind barmherzig. Und nun marsch! Am Abend muß die Scheibe bezahlt sein."

Sie schlichen davon. Aber bald hoben sie die hängenden Köpfe. Besonders der Willi Stump begann mutiger in die Welt zu schauen. Drunten im Hausgang faßte er den Noldi am Aermel:

„Du — ich hab keine Angst mehr!"

Der Noldi schneuzte sich und wischte die rotgeweinten Augen:

„Aber ich!"

„Ach — drei Franken zwanzig! Wenn wir's klug anstellen, betteln wir so viel zusammen, oder doch beinahe. Heul nicht mehr! — Hast gehört! Sollst nicht mehr heulen!"

Der Noldi leckte eine bittere Träne aus dem Mundwinkel:

„Aber — ich hab noch nie gebettelt!"

Da wagte der Willi Stump schon ein Lachen. Es klang noch dünn und bänglich; aber es war ein Lachen:

„Nicht? Das will ich schon besorgen!"

Eine halbe Stunde später waren die beiden auf der Bettelfahrt.

— — — — — — — — — —

Nachmittags saßen die zwei Buben drüben auf dem Turnplatz rittlings über dem morschen Lattenzaun. Es war streng verboten, diesen Zaun entzwei zu reiten — sonst hätten sie sich gewiß einen andern Sitz auserkoren.

Der Noldi leckte schon wieder. Diesmal war's keine salzige Träne, sondern ein süßer Zuckerstengel. Und der Willi Stump hatte vier Mohrenköpfe aus Schokolade auf seinen Knien liegen, die er nun innert fünf Minuten aufzu — essen gedachte.

Ich sah die beiden, als ich beim Krämer Zigarren kaufen ging. Im Vorbeigehen winkte ich ihnen. Eilig versorgten sie ihre irdischen Schätze und kamen herangetrabt. Der Noldi versuchte noch rasch, seine klebrigen Finger abzuwischen; es gebrach ihm aber an einem Nastuch, und er mußte das rechte Hosenbein zu Hilfe nehmen.

Ich umfaßte beide mit einem warmen, väterlichen Blick und fragte behutsam:

„Ist die Scheibe geflickt?"

Sie nickten zweiköpfig.

„Und bezahlt?"

Sie nickten eifriger.

„Habt ihr schwer bluten müssen? Und was hat der Vater gesagt, Noldi?"

Er grinste heimlich, nur eine halbe Sekunde lang. Aber ich sah es doch.

„Nichts!" sagte er trocken.

„Nichts? Hast ihm am Ende gar nichts gebeichtet?"

„Nein!"

„Warum nicht?"

Nun mischte sich der Willi Stump in unsern Dialog:

„Es war nicht nötig. Wir bekamen sonst Geld genug."

Ich staunte. „Aber wie habt ihrs angestellt, Buben?"

Der Willi grinste:

„So wie Ihr uns geraten habt. Wir haben in der Mittel- und Unterschule geb — gesammelt. Und da haben wir vier Franken fünfunddreißig zusammengebracht."

Ich riß die Augen auf. Diese Kerle!

„Und was habt ihr mit dem Ueberschuß gemacht. Doch nicht verputzt, oder?"

Sie nickten und lachten selig. Ich wandte mich zum Noldi:

„Was hast du gekauft?"

Er hielt mir den feuchten Zuckerstengel hin. Eine dürre Brotkrume klebte daran. Und dann nickte mir auch der Willi Stump mit glitzernden Schelmenaugen zu.

„Mohrenköpfe", lachte er.

Die Jungfrau und die Nonne.

Eine aus den sieben Legenden von Gottfried Keller.

(Schluß.)

Da erhob sie sich stolz, und indem sie einen flammenden Blick auf ihn warf, rief sie: „Wohl habe er ihre Person gewonnen, nicht aber ihr Herz, welches nicht für ein altes Gemäuer zu gewinnen sei. Wenn er ein Mann, so solle er etwas Rechtes dagegen einsetzen. Wolle er sein Leben daran wagen, so könne er um ihr Herz würfeln, welches ihm, wenn er gewinne, auf ewig verpfändet und zu eigen sein solle; wenn aber sie gewinne, so solle sein Leben in ihrer Hand stehen und sie wieder eigene Herrin ihrer ganzen Person sein.

Dies sagte sie mit so großem Ernste, sah ihn aber dabei so seltsam an, daß ihm jetzt erst das Herz zu klopfen anfing und verwirrt sie betrachtete. Immer schöner schien sie zu werden, als sie mit leiserer Stimme und fragendem Blicke fortfuhr: „Wer wird ein Weib minnen wollen ohne Gegenminne und das von seinem Mute nicht überzeugt ist? Gebt